

Marica Bodrožić geht in sechs sehr persönlichen Essays der Frage nach, wie wir gerade unter dem Eindruck alltäglicher Gewalt und fortlaufenden Unrechts zu einer neuen Offenheit im Denken, zu mehr Menschlichkeit gelangen können.

Überall auf der Welt wird das Recht auf Unversehrtheit mit Füßen getreten, jeden Tag aufs Äußerste missbraucht. Was braucht es, um Veränderungen anzustoßen? Wer nur das Alte beibehalten will, wählt zwangsläufig einen Weg ins Unglück. »Um Veränderung wahrnehmen und sie zulassen zu können, ist es vonnöten, die eigene Verletzlichkeit zu kennen«, schreibt Bodrožić. Ihre Essays sind ein eindrucksvolles Plädoyer für ein friedliches Miteinander – in der geistigen Tradition von Martin Luther King oder Erich Fromm. »Wir bleiben unser Leben lang verletzlich. Es gibt eine Güte, die hinter der Grausamkeit liegt. Sie kann nicht durch die Gewalt abgetötet werden.«

MARICA BODROŽIĆ wurde 1973 in Dalmatien geboren. 1983 siedelte sie nach Hessen über. Sie schreibt Gedichte, Romane, Erzählungen und Essays, die in über sechzehn Sprachen übersetzt wurden. Für ihr bisheriges Werk wurde sie mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem Walter-Hasenclever-Literaturpreis, dem Manès-Sperber-Literaturpreis für ihr Gesamtwerk sowie dem Irmtraud-Morgner-Preis. Marica Bodrožić lebt mit ihrer Familie als freie Schriftstellerin in Berlin und in einem kleinen Dorf in Mecklenburg.

Marica Bodrožić

Die Rebellion der Liebenden

Von der Verwandlung unseres Denkens
in unsicheren Zeiten

Essays

btb

*Der Kopf gestaltet die Welt,
das Herz verändert sie.*

Durchlässigkeit

In meiner Kindheit bin ich viel Bus gefahren. Zwischen Dalmatien und Hessen war ich unzählige Male schon im Alter von zehn Jahren allein unterwegs. Ich fuhr mit dem Bus nicht nur durch Landschaften und Länder, sondern auch durch die Korrespondenzen meines Lebens, durch Sprachen und Gedächtnisse, durch die Geschichte und die Gegenwart, und der Doppeldecker mit all den brummen- den Stimmen, dem Geruch von Zigaretten und Schnaps, dieser erdige Geruch von Menschen, die mit ihren Hän- den arbeiten, der fuhr auch mit, gehörte dazu und saß noch tagelang in meinen Kleidern fest. Doch die Idylle gab es schon damals nicht. Sie zitterte allenthalben und war nur noch anwesend in den sentimental Erinnerun- gen einfacher Menschen, die alles verlassen hatten, dem Hunger entkommen waren und die sich von ihrem Hier in ein anderes Dort hinräumten, während ihre Kinder neue Sprachen lernten und den Unterschied zwischen Faschis- mus und Kommunismus verstanden, weil sie in Schulen gingen, die noch von alten Nazis geleitet wurden, die sie hin und wieder so anschrien wie bissige Hunde bellen, die eigens dafür angeschafft wurden, andere zu erschrecken. Doch nicht nur in Deutschland war belastend Unaufgear-

beitetes. Auch im Gestern meiner Eltern gab es viel Arbeit am Gedächtnis, die noch ihrer und meiner harrete. Denn das Gedächtnis geht in jedem Menschen mit, der an einen anderen Ort zieht, er bringt nicht nur seinen Körper mit, sondern auch die Geschichten und Kämpfe, Ängste und Nöte seiner Vorfahren. Davon will ich erzählen und zeigen, was geschieht, wenn die Jüngeren sich erinnern, wenn sie frei werden, obwohl Gewalt und Doktrin sich ihrer schon fast bemächtigt hatten und die Ahnen an ihnen zerrten. Ich glaube, dass heute weltweit die Geschichten Einzelner in der Ganzheit des Lebens mehr denn je etwas zum Helleren hin verändern können, wenn wir sie tief in uns aufnehmen und in unserem Bewusstsein auf die eigenen Verwebungen und historischen Vermächtnisse übertragen und uns Fragen im Hinblick auf das in uns mitgehende Erbe stellen. Nur Einzelne verändern die Welt. Besonders in Zeiten des Wandels spiegelt deshalb nicht nur jeder einzelne Mensch die Welt – er ist die Welt.

In der sogenannten kroatischen Diaspora wurden in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts allenthalben kleine Bildchen des faschistischen Führers Ante Pavelić zwischen Deutschland und dem einstigen Jugoslawien geschmuggelt. Sie waren im Stil von Heiligenbildchen gestaltet und hatten etwas seltsam Anziehendes. Mich erinnerten sie auch an die Heiligen, die in meinem dalmatinischen Dorf verehrt wurden, etwa an den Heiligen Rochus oder

den von mir ganz besonders geliebten Franz von Assisi und an den Heiligen Antonius von Padua, dem Schutzpatron des dalmatinischen Dorfes, in dem ich einige Jahre meiner Kindheit verbracht habe und das im Hinterland von Split liegt. Eines Tages, als ich wieder in Frankfurt am Main den Doppeldeckerbus im verrufenen Bahnhofsviertel bestieg, steckte mir mein Vater kurz vor der Abfahrt ein Bildchen von Ante Pavelić zu und unterwies mich flüsternd, aber im zischend strengen Ton, dass ich es verstecken müsse, sollte ich an der Grenze kontrolliert werden. Mein Auftrag lautete, den sehr ernst guckenden Typen auf dem Bild jemandem in unserem dörflichen Genossenschaftsladen zu übergeben, aber sonst mit niemandem darüber zu sprechen, auch nicht mit meinem Großvater. Diese Urszene der seelischen Gewalt hat aus mir im Unterwegssein zwischen Hessen und Dalmatien und über die Alpen hinweg unerwarteterweise einen denkenden Menschen gemacht. Erst weckte das geheimnisvolle Agieren meines Vaters meine Intuition und etwas in mir blätterte sich wie Seiten in einem Buch um – und es stieg eine ganz klare Frage in mir auf: Warum alles so im Geheimen? Später folgte die zweite Frage und in dieser wie von Innen orchestrierten Folge war sie für mein ganzes Leben folgenreich: Wer ist eigentlich dieser Mensch in Uniform? Im Alter von zehn oder elf Jahren, denn die Szene wiederholte sich immer wieder, misstraute ich zum ersten Mal meinem Vater. Was machte er da eigentlich genau? Warum verwi-

ckelte er mich in dieses unangenehme Geheimnis, während er nervös eine Zigarette nach der anderen rauchte?

Ich besuchte meinen Großvater in fast allen Schulferien. Doch jedes Mal musste das Geld für die Busfahrkarte aufgetrieben werden und jedes Mal versuchte meine Mutter, mich davon abzubringen, denn das Geld war ohnehin immer knapp. Sie ging zu verschiedenen Putzstellen, und vornehm aussehende Leute bezahlten sie dafür, dass sie ihre Wohnungen säuberte. Es ging im Alltag immer wieder und vor allem darum, genug Brot für uns zu kaufen. Eine Fahrkarte war kein Brot. Eine Fahrkarte war Luxus. Aber ich ließ nicht locker, ich wollte von Hessen zu meinem Großvater nach Dalmatien, und eines Tages beschloss Mutter, dass ich zu ihren Arbeitsstellen mitgehen und ihr helfen musste. Ich überwand die Scham, denn es sahen uns manchmal auch die Kinder aus meiner Schule, die in der Nähe oder im selben Haus wohnten. Ich schluckte die Scham wie eine Fischgräte hinunter und putzte mit. Wenn die schicken Räume der eleganten Leute sauber waren, hielt ich endlich irgendwann die ersehnte Busfahrkarte in der Hand. Und ich fuhr wieder allein in den Süden. Ich sah schon in meiner Vorstellung die kleinen Dörfer vor mir, die Sonne, den Karst, die Katzen. Aber es belastete mich zeitgleich im Vorfeld, dass mein Vater mir diese Bildchen unterschob, mich mit dieser Belastung und seinem Auftrag auf die Reise schickte. Ich spürte es genau – es lag etwas Erpresserisches in der Luft, wenn Vater mir das Bild des faschistischen Anführers an-

vertraute. Mutter bekam davon nichts mit. Aus der Rückschau erscheint mir meine Not von damals als Botschafterin einer Wahrheit, die das Gewissen mir zumutete. Natürlich hatte ich aber auf den ersten Blick einfach nur Angst, Vater könnte ein Machtwort sprechen und mir meine Busreisen nach Dalmatien verbieten. Das aber wollte ich unbedingt vermeiden. Und so kam es zu dem im Schweigen besiegelten Bündnis zwischen mir und ihm. Ich schmuggelte die Bildchen in den Süden und durfte immer fahren, bekam auch daraufhin genau mit, wer im Dorf dieser Zeit dem Faschismus nachtrauerte und wer diesen Mann, der ein Verbrecher und Mörder war, verehrte und wer sich von meinen kroatischen Verwandten feindselig gegen Serben oder Juden äußerte – beide sollten im Ustascha-Staat vollends ausgelöscht werden. In meinem kleinen Kinderleben wurde das 20. Jahrhundert vorstellig, es öffnete mir durch einen Moment allerkleinster Durchlässigkeit den Zugang zu meinen eigenen Empfindungen. Durch das innere Unwohlsein, die Reibung, die beim Schmuggeln der Bildchen in mir entstand, ereignete sich und zeigte sich mir die Macht des Bewusstseins, in dem nichts verloren geht. Aus diesem Bewusstsein heraus ist über Jahre und Jahrzehnte hinweg die Fähigkeit entstanden, nach innen zu hören, auf die Reibungen zu achten, mich nicht zu unterwerfen – wenn es auch Rückschläge durch die Vereinnahmungen meines Vaters gab, der innere Moment des Gewährwerdens wurde nie vollständig in mir ausgelöscht. Darauf will ich mein Augen-

merk lenken und zeigen, dass der wissende Funke immer da ist, dass wir ihn oft wegdrängen, dass wir lernen müssen, die Sprache der Reibungen zuerst in uns selbst zu verstehen, die wir dann in der Welt sehen können. Denn wir leben in Zeiten, in denen Durchlässigkeit wie diese, in denen die geistige Ebene der inneren Verknüpfungen gänzlich ausgehebelt werden kann, wenn wir seelisch unter Druck geraten. Das Gewissen ist auch ein Wissen. Im Gewissen wissen und erfahren wir, dass es uns als Einzelwesen gibt. Das Gewissen ist in uns abgelegte Sprache. Diese Sprache ist mit den Funken verbündet, der sich in den Augenblicken des Gewahrseins spiegelt. In meiner ersten Sprache war ich nie dazu in der Lage, diese Beziehung zwischen Eingebung, Stille und Verstehen herzuleiten. In meiner ersten Sprache war ich sehr lange das Kind von damals. Das Deutsche aber ermächtigt mich von Beginn an zur Freiheit und Genauigkeit. Und ich empfinde tiefe Freude darüber, dass ich Fragen stellen kann und *genug Zeit* habe, um in sie hineinzuleben.

Meine Reisen als Schmugglerin hatten mich dafür sensibilisiert, dass alles miteinander im Gespräch zu sein schien. Die deutschen Wörter sagten sich in mir die Wahrheit, und ich hörte der Sprache zu. Und alles, was später an Hass zwischen den Menschen und in den kriegesischen militärischen Auseinandersetzungen Anfang der 1990er Jahre geschah und von mir wahrgenommen wurde, hatte mit

diesem Erleben auf den Busfahrten zu tun, mit ihrem Benennen in meiner zweiten Sprache, die eigentlich meine erste und im Mutterbauch vernommene war. In mir war eine Öffnung entstanden, die zugleich eine Position war, Durchlässigkeit, die ohne Zugehörigkeit, ohne Identität und durch die in mir aufgekeimten Fragen aus der Überforderung entstand, die eine Zumutung und zugleich eine Schule des Fühlens war. Nicht einmal die maßlose väterliche Autorität, die in vielen anderen Situationen auch mit physischer Gewalt einherging, konnte diese Öffnung in mir schließen. Sie verbündete sich offenbar mit dem Raum der Heiligen, die ich in aller Kindlichkeit und liebevollen Hingabe als Botschafter einer anderen Art zu sein erlebte. Ganz besonders nahe war mir der Heilige Franziskus, der mit den Vögeln redete und den Reichtum aufgab, um barfuß das Leben auf der Erde zu verstehen. Wie war er zu seiner Durchlässigkeit gekommen? Wie waren die Vögel zu seinen Freundinnen, zu den Mittlerinnen zwischen den Elementen und seinem Geist geworden? Wie hatten sie es geschafft, ihn von der materialistisch-gierigen Seite des Habens in die Welt des Gehens, des Sehens und des von Innen ermächtigten Sagens zu bringen? Diese Sphäre des Erkennens ist mir immer als etwas erschienen, das die Zeit und den Raum transzendiert und ein selbst gewählter Verzicht ist, in dem die geistigen Farben mitsprechen und nicht nur die Farben von Forderungen, Stoffen und Materialien der äußeren Welt.

Auf den Bildchen vom Heiligen Franziskus, die Vater und Mutter in Hessen auch immer bei sich hatten, meistens im Portemonnaie, war nichts Grimmiges. Auch hatte Franziskus keine militärische Mütze auf dem Kopf und sah nicht so aus wie Menschen aussehen, die unbedingt siegen und über andere triumphieren wollen. Sein Kopf redete mit dem Himmel, sein Gesicht hatte eine inspirierende Offenheit, was dazu beitrug, dass ich ihn als freundliche Erscheinung und als eine Art überzeitlichen Verwandten empfand. In diesem Raum des Gewahrseins, in dem ich den Unterschied zwischen lichtvoller Ausstrahlung und einer auf Sieg ausgerichteten Macht kennenlernte, wurde meine Wahrnehmung von Jahr zu Jahr genauer. Irgendwann verstand ich, dass es im jugoslawischen Kommunismus wirklich verboten war, die Bilder von Ante Pavelić zu verbreiten oder ihn zu besingen, wie es viele in meiner nahen Umgebung taten. Aber ich begriff auch, dass Franziskus und die anderen Heiligen eigenartigerweise nicht verboten waren, obwohl sie im Kommunismus durchaus verboten waren. Diese absurde Situation brachte es mit sich, dass ich nachdenken musste. Und die Einsprengsel in meinem Verstehen empfinde ich heute als Gnade, sie halfen mir sogar später, als der Krieg im ehemaligen Jugoslawien ausbrach, mich jenseits von den einzelnen Gruppen zu sehen, mich überhaupt erst zu sehen, denn nicht zu sehen, das hieß in Zeiten der jugoslawischen Kriege und heißt wohl in allen Kriegen, identisch zu sein mit einem Singu-

lar, der den Einzelnen im Namen einer größeren Gruppe auslöscht. Ich bin mir bei alledem darüber im Klaren, dass es auch außerordentliche historische Situationen gibt, die dazu führen, dass Menschen, die von Menschen unterdrückt oder in Gefangenschaft gebracht werden, auch nur von Menschen befreit werden können. Menschen haben Auschwitz erfunden, Menschen haben die Befreiung von Auschwitz möglich gemacht.

In den jugoslawischen Kriegen der neunziger Jahre deutete sich etwas an, was heute in großer Zuspitzung unsere Welt bestimmt und als eine Art Wiederkehr des Faschismus beschrieben werden kann, die sogar eine Bejahung des Terrorismus nach sich zieht. Wer nie gelernt hat, sich unter Druck Rechenschaft über die inneren Regungen abzulegen, greift auf ein Gedächtnis zurück, das womöglich nicht sein eigenes ist oder seinen Aggressionen zuarbeitet. Die überbordende Gleichzeitigkeit, die unsere Wahrnehmung bestimmt, bringt es mit sich, dass wir sogleich auf etwas reagieren wollen. Doch das Denken, Nachdenken und Überdenken braucht Stille, eine Pause in fortwährendem Tun. Als Jugoslawien zusammenbrach, griffen die einst selbst unrühmlich im Faschismus verwickelten und nun selbst angegriffenen Kroaten vielfach in diesem neuen Krieg auf ein Gedächtnis zurück, das im Zweiten Weltkrieg beschriftet wurde. Alle konnten nun sehen, wer den kroatischen faschistischen Anführer schon in den 1980er Jahren in

kommunistischen Zeiten heimlich verehrt und die kleinen Bildchen hinter vorgehaltener Hand angehimmelt und akribisch gesammelt hatte. Ich selbst hatte ja in meinem Dorf die Bildchen des Faschisten überbracht und wusste, dass es nicht wenige waren. Die Fahrten mit dem Bus verbanden sich in mir zu einer tiefen Erfahrung, die ich im Alleinsein in der deutschen Sprache genauer benennen konnte. Zerstörung und Gewalt bereiten sich lange vor. Feindschaft ist keine Naturgewalt, sie wird gemacht, sie wird von den eigenen erlittenen Schmerzen, einer oft eigenen und auf andere projizierten Opferrolle und den Geschichten jener getränkt, mit denen wir in Zeitgenossenschaft verbunden sind. Die Gegnerschaft wächst über Jahrzehnte und über Generationen hinweg, und sie wird von destruktiven politischen Kräften zielgerichtet genutzt, um das Gleichgewicht der Welt zu unterwandern, indem sie den Einzelnen belagert, sein Bewusstsein lenkt und über seine Wahrnehmung mit den Mitteln der Propaganda wacht. Zudem sah ich als Jugendliche, dass sich alle auf den Hass gegen Muslime einigen konnten, es war ein Hass, der vor den Augen der ganzen Welt im Massaker von Srebrenica mündete, dem schwersten Kriegsverbrechen und Genozid in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg, bei dem 8000 Bosniaken in nur wenigen Tagen umgebracht wurden.

Meine erste Initiation in Durchlässigkeit fand in einer inneren Stille statt und leitete meine Wahrnehmung, die

durch die Bildchensache und die Busfahrten nicht nur zwischen zwei Ländern, sondern auch zwischen zwei Regionen Europas eine besondere Art der Aufmerksamkeit nach sich zog, die mein Kinder-Ich überstieg und die ich für mich als seelisches Sehen bezeichne. Wenn ich mir vor diesem Hintergrund den berühmten Satz von Martin Luther King vergegenwärtige, geht er mir ohne irgendeine Erklärung nahe: »Es reicht nicht zu sagen, dass wir keinen Krieg führen dürfen. Es ist notwendig, den Frieden zu lieben und dafür Opfer zu bringen.« Wie aber können wir etwas aufbauen, das dem Frieden und der Schönheit auf Dauer dient, wenn wir immer nur bloß gegen den Krieg sind, wenn er gerade wieder ausgebrochen ist? Gegen den Krieg zu sein, ist leicht, schwer ist es, ihn im Frieden erst gar nicht aufkommen zu lassen, am Frieden zu arbeiten, an seiner Bejahung, an seiner Dauer. Ich glaube, dass dabei der einzelne Mensch eine große Rolle spielt. Jeder lebende Mensch spielt in seiner Zeit und in seiner Existenz eine Rolle. Als Kind habe ich das selbstverständlich nicht gewusst, wie hätte ich das wissen können? Aber die Kindheit, und das war nicht immer angenehm für mich, hat mich zu einer genauen Wahrnehmung, zur Durchlässigkeit erzogen und an die Schwelle zwischen verschiedenen Identitäten gestellt. Die Schwelle ist ein sehr einsamer Ort. So lernte ich als von den eigenen Eltern alleingelassenes Kind, in allem Lebendigen das Atmende zu sehen und jenseits von Nation und Religion zu fühlen – und im

Grunde kann niemand in diesen Kategorien fühlen, man kann sich nur darin einfinden und jeweils etwas Eigenes daraus machen. Um meine Rolle kennenzulernen, musste ich fortwährend in meinem Leben auf Beheimatungen aller Art verzichten und ins Fragen gestoßen werden, ohne sogleich eine Antwort zu haben und ohne zu wissen, was das meint, eine Rolle zu spielen, einen Platz einzunehmen, durch die Angst hindurchzugehen, zu schauen, sehend zu verstehen, Zeugenschaft abzulegen und darüber zu erzählen. In meinem inneren Archiv bin ich ein Mensch, der lange im Schweigen das Sehen geübt hat, bevor er über das Gesehene sprechen konnte. Nun schreibe ich über das, was ich teilen kann, um der Versteinerung, die durch Ideologien entsteht, der Versteinerung, die den Menschen von sich selbst wegbringt, etwas Inneres und Uneinnehmbares entgegenzusetzen. Das hilft mir, noch genauer zu sehen, noch genauer zu fragen, noch geduldiger zu sein, um in die Antworten hineinleben zu können.

Simone Weil führt einmal aus, auf welche Weise der Krieg sich des Menschen bemächtigt, im Akt der Tötung, die ihm in die Hand gegeben wird, aber auch, indem er ihn zum Objekt macht und eigentlich seine Seele will. Dieser »doppelten Versteinerung« zu entkommen, die Simone Weil als das Wesen von Gewalt beschreibt, bringt sie aber auch mit dem Wunder in Beziehung. Die Seele könne der Gewalt nur durch ein Wunder entgehen. Und solche Wunder seien

selten und kurz. Der Augenblick, in dem die Durchlässigkeit für die Mitteilung des Wunders möglich wird, ist der Moment, in dem vielleicht ein Augenblick des Zögerns oder eine kleine Frage in uns entsteht, ein Unbehagen, das uns der Gewalt entreißt und so uns selbst zurückgibt, wie damals mein Unwohlsein mich auf den Busfahrten als Schmugglerin auf mich selbst und auf meine eigene Wahrnehmung zurückgeworfen, mich mir selbst zurückgegeben hat, während ich durch halb Europa fuhr und die vorüberhuschenden Landschaften mir von den Verbindungen des Lebens erzählten. Genau genommen führte meine Empfindung des Unbehagens mich von meinem Vater und seiner Forderung innerlich weg und brachte mich in Sekundenschnelle in einen inneren Raum jenseits von Zwiespalt, Verwicklung und Dunkelheit. Das Unbehagen war ein eigener Raum. Es schenkte mir die Fähigkeit, zu sehen und anders zu empfinden, anders empfinden zu dürfen, mich zumindest nicht innerlich in einer verpflichtenden Komplizenschaft mit meinem Vater zu sehen, obwohl ich, von außen gesehen, alles ausführte, was er von mir verlangte. Er trug seine Geschichte in sich, seine Zeit, seine Herkunft, seinen Hunger, der ihn auf den Weg als Wanderarbeiter von Dalmatien nach Hessen gebracht hatte. Wenn er auch damit mein Leben in der deutschen Sprache möglich gemacht, mich damit auch auf meinen Weg gebracht hat, waren sein Hunger und sein Leiden zwar Teil meines Lebens, aber sie waren nicht mein Ich, sie